

Kurt Drawert

Minnesänger der Moderne ¹

- Die „endogenen Gedichte“ von Gerhard Falkner -

Der lange Ausflug in eine Rhetorik des Schweigens, den Gerhard Falkner in seinem letzten Gedichtband „wemut“ angekündigt hatte, ist, man kann sagen erfolgreich, gescheitert. Denn er brachte neben aller Verstörung eines irritierten Betriebes genau das ein, was er künftig verweigern wollte: Gedichte in die merkantilen Zirkulationen ihrer Vergesellschaftung zu bringen, wo sie nur noch ein lächerlicher Auftritt erwartet. Mit anderen Worten, ein neuer Gedichtband liegt vor, der dann auch in einem „Nachwort statt eines Nachworts“ die Entschuldigung seines Vorhandenseins ausspricht: „1989 habe ich einen Fehler gemacht. Ich habe angekündigt, ich würde keinen Gedichtband mehr veröffentlichen. Der Fehler lag nicht in der Absicht, er lag in den Folgen. Die Ankündigung wurde eine Art *trademark*, sie folgte mir wie dem Orest die Erynnyen, - allerdings nicht mit mythischer Wucht, sondern als notorischer Reflex.“ Zwar hat Falkner in einem fulminanten Essay „Über den Unwert des Gedichts“ die Gründe zu nennen versucht, die ihn zu dieser selbstverordneten Ausgrenzung brachten und deren wesentliche Aussage genau das Gegenteil, nämlich das gültige Sprechen, markiert. Allein, es war eine Kränkung geschehen, entstanden dadurch, dass ein Dichter von anerkannter Bedeutung nicht vor einer Armee desertieren kann, die er durch die Kraft seiner Werke selber in Stellung gebracht hat. Das schien so unanständig zu sein, wie es der Suizid zu Zeiten der Aufklärung war. Verstummen hätte er dürfen, schweigen durfte er nicht. Zumal ein paar überzeichnete Sätze über die Deutschen als „ein Volk von Hölderlin- und Mozartkillern“ gesprochen waren, die naturgemäß einen ganzen Apparat professoraler Kulturaufsichtsräte in Erregung versetzen musste. Und wenn es in den neuen Gedichten beispielsweise heißt: „Fleiß & Treue?/ Stille. Ordnung. Und Zufriedenheit?/ Never!/ Eine Rasse,/ der vor Gier die Fingernägel splittern -/ buy or die!“, wird es für diese Art von Unmut sicher auch eine Fortsetzung geben. Übersehen in all diesen Aufgeregtheiten jedoch blieb, dass die Verweigerungshaltung der schreibenden Person schon Bestandteil der Produktion und ihrer sich selbst bedingenden Gesetze gewesen ist, also zur Wahrheit des Werkes mindestens ebenso gehörte wie zur Wahrheit des Autors. Denn Gerhard Falkners explizite Stellung im Kanon der modernen deutschsprachigen Poesie ist nämlich gerade die, auf eine wunderbare, einmalige Weise unmodern, oder besser, unmodisch zu sein und das „Experiment“ immer ein wenig umständlich vor sich herzuschieben, um dahinter dem Subjekt als ein Souverän des sprachlichen Materials Raum zur Entfaltung zu geben. Zur Textauffassung der Postmoderne, nach der die Leere selbst schon Substanz ist und die sich mit der Verwaltung nichtsignifikanter Konkursmassen beschäftigt, gehört dieser Anspruch nicht. Vielmehr geht er einher mit den Imperativen der Moderne seit Mallarmé, das Wesen der Sprache als eine Referenz zu verstehen und nicht als überschüssige Energie. Diese

¹ Gerhard Falkner: Endogene Gedichte. DuMont Buchverlag, Köln 2000.

Position ist entscheidend bei der Einschätzung des radikalen Verfahrens, Gedichte ihrer Herausgabe vorzuenthalten, denn sie entscheidet darüber mit, ob es sich um einen leidenschaftlichen Appell oder um eine überflüssige Gebärde handelt, die sie wohl wäre, würde sich der Sprechende mit dem Gesprochenen in keiner Übereinkunft mehr sehen. Bei Falkner aber steht, zugegeben etwas emphatisch: „ICH BIN ES, der Dichter!/ ich bin es nicht wert, dass man mir den Dreck/ hinterherwirft, den ich von mir gebe,/ ich bin, so steht es auf dem Papier,/ die Gestalt,/ an der die Sprache sich abwischt...“ Gleichwohl wird das „Nachwort zum Nachwort“ an dieser Stelle tautologisch. Wichtig hingegen ist dieser Hintergrund insofern, als er Auskünfte liefert, warum die Zentren der Gedichte aus einer doppelten Bindung bestehen: einerseits die Autonomie des Subjektes im Text einzufordern, und andererseits die Sprache soweit zu atomisieren, dass sie selbst in den Status des Subjektes gebracht wird. Die komplizierte Struktur, die Falkner für seinen neuen Gedichtband gefunden hat, ist eine Antwort auf dieses Paradoxon, denn das Subjekt, das in den Gedichten zu uns spricht, wird zunächst einmal in die Psychiatrie eingewiesen und damit entmündigt. Im Grunde aber braucht es diese negative Bedeutung, um sich der Gültigkeit seiner Sprache sicher zu bleiben. Poetologisch ist das eine exakte Kopie des Verfahrens, den bedrohten Sinn der Gedichte dadurch zu retten, dass sie der Autor schlichtweg aus dem Verkehr zieht.

Mit „Offene Abteilung“ und „Geschlossene Abteilung“ sind die quantitativ dominierenden Zyklen überschrieben. Mit „Archiv“ kommen noch vier lyrische Nachbetrachtungen hinzu, in denen der Korpus einer nunmehr erschöpften Sprache selbst obduziert wird. „Einweisung“, „Korridor“, „Diagnose“ und „Notdienst“, so setzen Teilüberschriften den Gang durch die Wandelhallen einer symbolisch zu verstehenden Nervenheilanstalt fort. Zwischenzeitlich bleibt der Leser stehen und liest eine leider etwas kitschige „Postkarte 1989“, wird postwendend mit grandiosen „Liedertafeln“ entschädigt, erfährt, dass „jede sprache eine andere sprache“ ist, bekommt ein „Orpheusmotiv (rechtsbündig)“ geschenkt, immer „ganz gleich ob wo oder“, steigt über „Mallarmé'sche Leitern“, bis er schließlich mit Kierkegaards Frage „Entweder - Oder“ auf dem Seziertisch einer höheren Grammatik landet. So die Geschichte zu den Gedichten in ihrem groben Verlauf. Freilich nur schwer wäre sie erträglich, stünde sie nicht in einer andauernden Korrespondenz zu den oft zarten, ihre eigene Zerbrechlichkeit fürchtenden lyrischen Gebilden. Gerade aber diese Verschränkung von poetischer Rede mit jener indirekt erzählten Geschichte einer kulturellen Disziplinierung wird zur massiven Kritik. Dies umso mehr, als den Verhältnissen, auf die zu reagieren die Kritik zuständig ist, Permanenz unterstellt wird. Das gibt den Gedichten eine noch größere Schwerkraft, denn es ist immer die subtextuelle Gesamtheit des Buches, die auf sie zurückfällt und damit zusätzlich auflädt. Dieses Verfahren einer Bedeutungserweiterung durch einen zweiten, überlagerten Diskurs hat allerdings auch seine Fallen und Schwächen. Dann nämlich, wenn der separierte Text noch einmal ausspricht, was die Struktur, die ihn in einen Zusammenhang bringt, bereits mitgeteilt hat. In Teil I sind es die „Sprechwiesen“, einmal als „drama“, einmal als „destabilisiert“ lyrisch entworfen, deren Index uns etwas belehrend sagt: es handele sich „um sehr deutsche Textverknötungen, die über eine

optische Destabilisierung in einen anderen Sinnzusammenhang versetzt werden sollen.“ Abgesehen von der Schwierigkeit, eine deutsche Textverknötung von einer anderssprachigen als hinreichend unterschieden vorzufinden, ist das redundanter theoretischer Aufwand. Denn es ist klar und schon durch die Ordnung des Buches begriffen, dass das „Drama“ des Sprechens die „Destabilisierung“ des Gesprochenen ist, weil es eine reine, selbstreferentielle Sprache nicht gibt. In Teil II sind es die Wiederbelebungsversuche der Konkreten Poesie mit dem Zyklus „N VIII“, die dem „Taxidriver“-Sonett von Karl Riha auch noch ein „Gedicht für einhundertzweiundsechzig Kommas“ hinzufügen.

Dem gegenüber stehen in ihrer Sprechweise recht andere Gedichte, schlank, leicht, von einer überwältigenden Bildgenauigkeit und klugen Naivität. Sie sind, auch quantitativ, bestimmend und zeigen, dass Gerhard Falkner zu den interessantesten Lyrikern zählt, die im deutschen Sprachraum derzeit zu finden sind. Es gibt viele Traditionslinien, die sich in Falkners Texten durchkreuzen und zu einem einzigartigen Ton transformieren. Anklänge an den Surrealismus: „mit beiden Händen greift der Sonntag/ in die Wolken/ und wirft sie in das tiefe Blau/ der Mittagsstunden“; Adaptionen auf die Naturlyrik: „klirrende Hitze, hingeknistert/ auf diese zur Gedenkminute/ erstarrte Natur“; und nicht zu unterschätzen: die Lyrik des deutschen Barock, die in Falkners Werk eine Fortschreibung findet. Grandios das Gedicht „In Grüningen. Nichts als Schmerzen“, in dem die berühmte Geste „Ich saß auf einem Steine/ und deckte Bein mit Beine“ des Walther von der Vogelweide mit der Romantik eines Novalis und der Gegenwart, die Deutsche Bank heißt, verknüpft wird. Höhepunkte sind ferner die Gedichte „Fisch“, „Kopfmusik“, „Die Götter bei Aldi“, „Denkmal“ und „Die blonde Inge“, um hier eine nur kleine Auswahl zu treffen. Scheinbar mühelos findet er Metaphern, „die den Betrug/ in seiner rasenden Figur/ berühren“. „Die Ungeduld erscheint als die Schwester/ eines ersten/ zaghaften Anklopfens -“, oder: „ein goldener Dildo/ tief in die Krankheit der Seele/ gesenkt“ sind Bilder, die einen Eindruck geben von der schier unendlichen imaginären Phantasie dieses Autors. Das sie glücken, liegt an der unterkühlten Temperatur der Gedichte, in denen mit wenigen Signalwörtern aus unserer pragmatischen Auslöschungswelt das lyrische Pathos gleichsam wieder gedämpft wird. Die Originalität dieser Dichtung, so scheint es jedenfalls, liegt gerade im Gegenteil einer philosophisch etwas überlasteten Absicht: im Rekurs auf die großen lyrischen Traditionen und im Beharren darauf, das Unaussprechliche für sprechbar zu halten. Vielleicht ist das Wort nicht falsch, Gerhard Falkner einen Minnesänger der Moderne zu nennen. Und wenn er sagt: „unsere Gedichte werden vergessen/ werden, - bleiben wird allein/ das Kopfweh/ derer, die sie nicht behalten haben“, können wir uns auf kräftige Schmerzen gefasst machen. Vorausgesetzt freilich, dieser Satz stimmt. Auf Gerhard Falkner bezogen, ist das kaum vorstellbar.

In: Neue Zürcher Zeitung, 17.10. 2000